

Bezugs-Preis
Für Halle und Umgebungen 2,50 M.
Für die Post bezogen 3 M. für das
Jahr. Die halbjährige Zeitung
kostet 1,50 M.
Halle: Druckerei:
Verlagsgesellschaft,
Halle, Leipzigerstr. 17.

Halleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährige Zeit 10 M.
Für die vierteljährige Zeit 6 M.
Für die monatliche Zeit 2 M.
Für die tägliche Zeit 1 M.
Für die halbtägliche Zeit 0,50 M.
Für die stündliche Zeit 0,25 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstr. 17.

Halle a. S., Montag 13. Mai 1895.

Gerliner Bureau:
Berlin C, Grödenstr. 8.

Telegramme.

Wien, 13. Mai. Die Gräfin Reiningen-Wasserburg ist wegen
offenbar Gewaltthätigkeit, Falschmünzerei, Ruppel und Betrugs
verhaftet und in das Gefängnis eingeworfen worden. Die Gräfin
ist 43 Jahre alt, und ist eine Tochter des 1875 verstorbenen Grafen
Emmerich-Reiningen.

Budapest, 13. Mai. Wie die „Budapester Korrespondenz“
meldet, erstattete Ministerpräsident Baron Banffy dem Kaiser in der
ihm bewilligten Audienz Bericht über die politische Lage. Der
Kaiser habe sich die Entscheidung vorbehalten und die Beantwortung
der Interpellation behufs Erfolge darum einen Aufschub.

Paris, 13. Mai. Der Kriegsminister General Bullfinch begab
sich gestern Vormittag zur Einweihung der neuerbauten militär-
medizinischen Schule nach Lyon. Der Minister wurde mit Hochrufen
auf die Arme und die Republik empfangen; bei der Uebernahme
des Gebäudes hielt derselbe eine Ansprache, in der er ausführte, die
medizinische Schule in Lyon stelle einen der Schlußsteine an dem
Werke der französischen Reorganisation dar, das nun vollendet
ist; Frankreich könne mit Ruhe der Zukunft entgegensehen und seine
große Aufgabe in Sicherheit und Frieden verfolgen.

Paris, 13. Mai. Gegen 500 angeheime Monarchisten verein-
igten sich gestern zu einem Bankett und sandten an den Herzog
von Orleans eine Ehrenbesuchkarte.

Paris, 13. Mai. Die Unterredung, welche über die Ernennung
des Abbés de Broglie, Bruder des Herzogs von Broglie, eingeleitet
worden, hat ergeben, daß die Märdner Amelot, welche eine
vierzigjährige Modistin ist, an Verfolgungsmaßnahmen leidet. Ferner
wurde festgestellt, daß der glückliche Abbé in keinerlei Beziehung
zur Märdnerin gestanden hat. (Siehe Maß und Fern.)

Wien, 13. Mai. Der Kaiser hat die über Frau von Linau
verhängte Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt.

Wien, 13. Mai. Bei der in Thun stattgefundenen Erst-
wahl für die Deputiertenkammer erhielt Ledu 18121, Pann 16824
Stimmen; eine Stichwahl ist erforderlich.

Madrid, 13. Mai. Bei den gestern stattgefundenen 27 Munizipal-
ratswahlen wurden 18 Ministerielle, 4 Liberale, 4 demokratische
Konfessionäre und 1 Republikaner gewählt. Sämtliche ministerielle
Kandidaten befinden sich unter den Gewählten.

Stimmungen von Freitag und Sonnabend nicht aus der Welt ge-
schafft worden. Man wird der Wahrscheinlichkeit der Unermüdlichkeit
der Regierung dank wissen müssen, wenn sie es von neuem unter-
nehmen wird, der bedrohten Gesellschaft in Gestalt eines Gespen-
sterrusses ein wirksames Säugmittel zu übergeben. Dann aber wird
die Regierung, so hoffen wir, endgültig von dem Versuch absehen,
auf das Centrum sich zu stützen. Und das ist das einzige Ge-
freuliche an der ganzen Campaigne, deren letzter Akt sich vorgestern
vor den Augen der Nation abgespielt hat. Der Faden mit dem
Centrum ist zerhackt. Während der Abgeordnete
Kaufmann seine Tiraden gegen die Regierung und die Konser-
vationen herunterdonnerte, wurden eifrige Verhandlungen gepflogen
zwischen den Konfessionären, den Freikonfessionären und den Regie-
rungsvertretern, und während der Kriegsminister unter der Be-
wegung des Hauptes verstand, daß der Bundesrath zu den Kom-
missionsanträgen überhaupt keine Stellung genommen habe, da
mußten die Führer der ehemaligen Rechtspartei bereits, daß eine
strikte Ablehnung der Centrumsgesetze beschlossen war.

In der That hat nicht die Regierung, sondern das
Centrum die Schlacht verloren, wenn auch, wie wir jüngst schon
bemerkten mußten, die Strategie der Regierung keine fehlerlose war-
In der ethischen Abwehr der staats- und gesellschaftsfeindlichen
Tendenzen mochte das Centrum nicht mitwirken, aber als es galt,
seine Sonderinteressen wahrzunehmen, und anstatt die Staatsgewalt
zu fassen, sie vielmehr zu schwächen auf Kosten der sozialen Ein-
flüsse, da war es bereit, da hat es die Mittel eines komplizierten
parlamentarischen Apparates in seine Dienste gestellt, und nur der
konsequenzen, zielbewussten Haltung der
Konfessionären, der Weidenschaftlosigkeit der
Regierung ist es zu danken, daß diese Bestrebungen
nicht von Erfolg gekrönt waren. Das wird selbst die
verdoberste regierungsfreundliche Presse zugeben müssen, daß es der
Regierung ein leichtes gewesen wäre, den § 112 zu treffen, wenn sie
die Absicht gehabt hätte, eine Anordnungsbestimmung in die Hände zu
bekommen. Sie hat es verschmäht und damit der deutschen Nation
der Hoffnung gegeben, daß die alten Rechtsparteien wiederum in
gemeinsamen Zusammenwirken, alle Streitigkeiten vergessend, das
was sie verbindet, betonend, die Geschichte der deutschen Gesetzgebung
bestimmen werden. Das hoffen wir vor allem auch angeht der
Aufgaben, welche dem Reichstage noch zu lösen bevorstehen.

Deutsches Reich.

Der Kaiser empfing gestern Mittag den Reichstags-
führer Hohenlohe und den Minister von Keller, unmittelbar
darauf den Finanzminister Miquel. Die Minister wurden
dann mit einer Einladung zur Frühstücksstunde beehrt.

Der geplante Besuch des Kaisers am schwedischen Hofe
wird den Hrn Dagligt Allaanda zufolge im Juli stattfinden;
wahrscheinlich trifft Se. Majestät, in einem Geismader begleitet,
mit größerem Gefolge in Stockholm ein. Als Mitglieder des Kaiser-
lichen Gefolges werden der deutsche Botschafter in Wien, Graf zu
Galenburg, und der frühere deutsche Gesandte in Stockholm, Graf
von Wedel, nebst seiner Gemahlin genannt. Es wird angenommen,
daß die Kronprinzessin von Schweden vor dem Besuche des Deutschen
Kaisers Wilhelm nach Stockholm zurückkehren können, um ihren
Hohenlohe zu empfangen.

Die Stichwahl im ersten weimarschen Reichstagswahl-
kreise (Weimar-Altstadt) hat mit dem Siege des kon-
servativen Kandidaten Widmuth geendet. Wäh-
leres ist noch Sonnabend Mittag schon als ziemlich sicher galt,
daß der Sozialdemokrat Wandert die Mehrheit behalten würde,
waren wir durch ein nach Schluß der Redaktion am Sonnabend
eingelaufenes Telegramm bereits den erfolgreichen Sieg der Konser-
vationen zu melden in der Lage; letzterer erhielt 9556, der Sozial-
demokrat 9441 Stimmen. Nichts desto weniger bleiben unsere
Gedanken das schmachvolle Verhalten der Freimüthigen gerichteten
Ausführungen trotzdem zu Recht bestehen, an den Herren hat es
wahrlich nicht gefehlt, daß abermals ein Sozialdemokrat in die
Thore des Reichstags einzog. Der nachte Parteigänger, der sich in
den freimüthigen Verbalten ausdrückt, tritt um so widerwärtiger
hervor, als ein Vergleich mit den Vorgängen bei der Stich-
wahl in Lennep-Niemheid die Unrechtheit dieser Parteilichkeit
und die dreifache Ethir ihrer Leitung groß beleuchtet. Dort, wo
vor Kurzem bekanntlich ein Freimüthiger zur Stichwahl gegen
einen Sozialdemokraten stand, bekamen die Wähler von dem
freimüthigen Wahlkomitee folgenden schwingungollen Aufruf zu
hören, der hier angeführt der Weimarer Wahlstimmung noch
einmal folgen lassen mag:

Wähler! Bedenke dir die Ziele, die die sozialdemokratische
Weltanschauung erstrebt! Es will an die Stelle der heutigen
Gesellschaftsordnung den sozialistischen Staat setzen. Das bedeutet:
der Staat soll alleiniger Eigentümer aller Kapitalien werden, aller
Grundstücke, Häuser, Maschinen, Werkzeuge. Die Folge davon
wäre, daß jeder selbständige Betrieb aufhörte und jeder Bürger
zum Sklaven des Staates herabwürde. Ungleich würden die
Grundlagen des Familienlebens vernichtet und damit
die Grundpfeiler unserer künftigen Weltordnung
erschüttert werden. Die Sozialdemokratie begehrt sich selbst als
eine internationale und als eine revolutionäre Partei. Erst auf
den Trümmern unserer nationalen Staatswesens, des seit
25 Jahren gezeigten Reiches, würde sie ihre neue Weltordnung
aufrichten, die, wenn sie überhaupt durchführbar wäre, nicht nur
keinen Fortschritt, sondern geradezu die Vernichtung jeder Kultur
bedeutete. Gegen eine solche Partei mit solchen Zielen muß jeder
Bürgerlands- und Volkswirthschaft mit aller Macht aufstehen!

Wir recht bemerkt die freikonfessionäre „A. S. O.“:
„Es wird wohl nötig werden, gelegentlich wieder einmal ein
Gymmel, wie 1893 in dem Berliner Wahlkreise, an der Freimüthigen
Wahlpartei zu statuieren, um ihr das nötige Maß von politischem
Anstande beizubringen, um die Wiederholung eines so
verurteilbaren Verhaltens, wie einerseits in Lennep-
Niemmann, andererseits in Weimar, für die Folge zu ver-

hüten. Dort es für die Ehrenpflicht jedes Vaterlands- und Volks-
freundes zu erklären, gegen die Sozialdemokraten zu kämpfen, hier
aber dessen Sieg durch Stimmabgabe für denselben direkt herbei-
zuführen, ist in der That so ungehörig das öffentliche und in Bezug
auf Zweckmäßigkeit und politische Gesundheit innerhalb einer Partei
gesehen werden kann.

Wir lesen in der Nordd. Allg. Ztg.:
Die „Frankfurter Zeitung“ will erklären haben, daß Herr
Dr. Peters, nachdem Major von Wismann zum Gouverneur
von Deutsch-Ostafrika ernannt wäre, um nicht unter diesem
Namen Kommissar zu stehen, seine Entlassung eingereicht
hätte. Die Mittheilung entbehrt der Begründung.

Im benannten Sinne schreibt die „Allg. Ztg.“:
Gegenüber einer Stellungnahme, daß Dr. Peters keine
Entlassung als Reichskommissar für Ostafrika nachgereicht habe,
hären wir, daß davon amtlich nichts bekannt ist; andererseits
ist allerdings auch nicht ersichtlich, welche Verwendung Dr. Peters
als Reichskommissar unter dem Gouverneur von Wismann
finden wird.

Nachdem Major von Wismann zum Gouverneur von Ost-
afrika ernannt worden, ist wohl keine Verwendung des Herrn
Dr. Peters dort ausgeschlossen, und eine solche liegt, wie die
„A. S. O.“ zu wissen glauben, auch ganz und gar nicht in der
Absicht der Regierung. Herr Dr. Peters wird in einer seinen
reichen Kräften und Erfahrungen angemessenen Stellung dem
Reiche auch außerhalb Ostafrikas sehr gute Dienste leisten. Auf
die Dauer Reichskommissar in partibus zu bleiben, dürfte ihm
von keiner Seite zugemuthet werden. Andererseits schreibt die
„A. S. O.“:

„Es finden, wie wir erfahren, gegenwärtig Verhandlungen dar-
über statt, welche Verwendung, nachdem Major Dr. von Wismann
zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt worden ist, der
bisherige Reichskommissar Dr. Karl Peters finden würde. Sowohl
der Reichskommissar als der Direktor der Kolonialverwaltung,
Herr Komratz, wie auch Major von Wismann legen die Vermuthung,
daß es gelingen wird, Dr. Peters im Reichsdienst zu erhalten.
Ob es jedoch gelingen wird, Dr. Peters zu bestimmen, um seiner
Absicht, seinen Abschied zu nehmen, abzugeben, ist unter den
gegenwärtigen Verhältnissen fraglich.“
Der Reichstagsabgeordnete für Magd., Dr. Haas, dessen Sohn
bekanntlich die Militärschule zu St. Cyr bezieht, wird, der „A. S. O.“
zufolge, unmittelbar nach Schluß der Session sein Mandat nieder-
legen und nach Frankreich verziehen. — Es ist aber auch die
höchste Zeit!

England.

Die englische Presse.
Wie die Pariser, so sind auch die Londoner Blätter seit einiger
Zeit fast ausschließlich mit Stoff angefüllt, den wir in unseren
deutschen Zeitungen und den nicht politischen Anzeigen unter-
breiten pflegen. Doch findet sich über manches Interessante
und Bedeutende. Die deutsche literarische Presse hat sich
über die englische Presse im geschäftlichen und im literarischen Sinne
des Wortes. Anlaß dazu gab die gleichzeitige Behebung mehrerer
berühmter Persönlichkeiten an Jahreszeiten von Korporationen
oder Vereinen, in welchen das Buchdruckergewerbe oder die Journal-
istik ihre Vertretung finden. Der Verein von Wales
hatte den Vorfall bei einem Besuche des von dem Buch-
druckern gegründeten Vereins zur Verhütung von Erwerbslosigkeit
und Waisen; der Herzog von York präsidirte der Jahresversammlung
der Königlich-lit. Literarischen und Schriftführer. Amantlich
Herr Balfour ließ es sich angelegen sein, der Presse die Bedeutung
des Wortes zu legen und die Bedeutung der Buchdruckerkunst für För-
derung der Kultur und für die Ausbildung einer freihändlerischen
Wesigung hervorzuheben. Dabei verheißt der Leserführer nicht den
Hoffen zu werden, die Tagespresse — er selbst vornehmlich ab und zu
einen Artikel in einer Revue — des Compliments zu
machen, daß ihre Zeitungen besser seien, als die irgend
eines Volkes der Welt. „Globe“ glaubt ohne Verletzung der
Schwächen im Namen der englischen Berufsgelehrten das Lob für
wohl verdient erklären zu dürfen. Amantlich seien die englischen
Blätter in der That einzig in ihrer Art, und die Berichterstattung
über Tagesereignisse eine ganz objektive und unparteiische zu sein
pflege. Was geizigen, von dieser Eigenschaft weniger beneckt zu
werden, als von einer anderen, die untrübe Geachtens allerdings
unvergleichliches Lob verdient. Mit einer erlauchtenden
Nachsicht und Geduldlichkeit haben namentlich in letzter
Zeit wieder die Londoner Blätter, ohne Unterbrechung der Partei-
stellung, sobald das Interesse und die Haltung der Regierung
mit Bezug auf auswärtige Angelegenheiten es zu ertheilen lösteten,
die noch länger vorher lebhaft vertheilten Privatmeinungen bei Seite
gestellt, um dem Auslande gegenüber ihre heimliche Regierung als
von der genannten Presse Englands getrennt ertheilen zu lassen.
Die Ungefährlichkeit dieses patriotischen Intimités dürfte in der That
der englischen Presse Anspruch verleihen auf bewundernde Aner-
kennung.

Preussischer Landtag.

Das Abgeordnetenhaus
genehmigte am Sonnabend zunächst in dritter Lesung den Ges-
eßentwurf betr. die Züftigkeit der Ubergangstimmer in den
Privatklaffen der Rheinprovinz und den Entwurf wegen Ab-
änderung von Bestimmungen des Ausführungsgesetzes zur Zivil-
prozeßordnung und des Gesetzes wegen Ausheilung gerichtlicher
Erbtheilungsgesetzen.

Sobann trat das Haus in die erste Beratung des Jagd-
scheingesezes ein. Landwirtschaftsminister von Hammer-
stein-Lortz führte aus, daß die Vorlage ihr Entfallen bei der
Revision des Abgeordnetenhauses aus dem Jahre 1891,
einem Beschlusse des Landesökonomienkongressus und einem An-
trage des Provinziallandtages von Hannover veranlaßt. Die Wes-
gierung halte eine einheitliche und gleichmäßige Regelung
des Jagdscheingesezes für notwendig. Aufrecht erhalten werden
solle der Grundhitz, die Jagdscheingebühren den Kreisfiskus-
kassen zu überlassen. Die Erhöhung der allgemeinen Jagd-
scheingebühren auf 20 Mark sei gerechtfertigt, da die Zahl im
Allgemeinen ein Kurzus sei. Sollte die Jagdzahl dadurch ein-
geschränkt werden, so sei das wirtschaftlich richtig. In der
Debatte ergraben sich Meinungsverschiedenheiten über die Höhe
der Gebührensätze und über die Frage, ob nicht auch Scheine
für ein befristetes Gebiet auszugeben werden sollten. Der

71
der
sch-
ber
ere
soll-
ens
das
ben
den
und
71
ens
men

19. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

20. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

21. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.

19. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

20. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

21. Ziehung der 4. Klasse 192. Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and amounts. Includes sub-headers for 'Steuern von 1. Mai 1921, Rummeln' and 'Wart bei Besondere des Rummeln Rummeln'.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.

Mit der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.

Mit der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.

Mit der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.

Text block containing various notices and announcements, including mentions of 'Volkswirtschaftlicher Theil' and 'Vermittlung Nachrichten'.



[Nachdruck verboten.]

Der Lüge Saat.

[41] Roman von G. von Wald-Sedtwitz.

Abda verſprach es, empfahl Arel, ſich nicht aufzuregen, ſondern abzuwarten, bis ſie ſich wieder einſtellen würde, um ihm vorzuleſen, was ſie geſchrieben hatte.

Bald darauf ſaß Frau von Sternfeld mit den getheilteſten Gefühlen vor dem Schreibtiſche ihres verſtorbenen Vaters, an dem ſie ſo oft deſſen Geſchäfte erledigt hatte. Aber jezt war keine Zeit, ſolchen wehmüthigen Gedanken nachzuhängen; ſie ſchloß eins der bezeichneten Fächer auf und ſuchte nach den Briefen, von welchen Arel geſprochen hatte.

Sie ſchüttelte unwillig den Kopf; bei ihrem Vater hatte es hier anders ausgesehen. Hätte doch Arel von ſeiner Ordnungsliebe nur etwas geerbt. Im Dunkeln konnte der Vater jedes einzelne Schriftstück finden, und hier lag alles in einem wiſſten Haufen durcheinander, ſo daß ihr nichts übrig blieb, als alle Papiere herauszunehmen und zu beſichtigen.

Da lag ein Brief des Trainers; ſie las ihn, fand aber nichts, was beantwortet werden mußte. Rechnung auf Rechnung fielen ihr in die Hand, welche ſie in der guten Abſicht, Arel zu bewegen, dieſelben zu bezahlen, bei Seite legte.

Jezt ſah ſie einen Brief, welcher ihre Anſmerksamkeit beſonders erregte. War das nicht Luze's Hand? Er hatte ihr niemals geſagt daß er mit Arel in brieflicher Verbindung ſtand.

Von Neugier getrieben, betrachtete ſie ihn näher und bemerkte, daß er alten Datums war. Wertwürdig, er mußte zu einer Zeit geſchrieben ſein, wo Sternfeld weder ihren Bruder noch ſie kannte. Wie war das möglich? Täuſchte ſie ſich nicht? Nein, die Unterſchrift beſagte es deutlich: „Ihr ergebener Luze von Sternfeld.“

Abda's Spannung ſtieg auf's Höchſte, aber ſie legte das Schreiben aus der Hand. Sollte ſie es leſen, ſollte ſie es nicht thun? Schon ſtand ſie auf, um ſich von Arel darüber Auskunft zu erbitten. Doch ihr Fuß war wie feſtgebannt, entſchloſſen griff ſie nochmals nach dem Papiere, in der dumpfen Ueberzeugung, daß ſein Inhalt verhängnißvoll für ſie ſein werde. Sie mußte ſich dazu niederlegen, die Buchſtaben tanzten vor ihr auf und nieder, doch mit eiſerner Willenskraft zwang ſie ſich zur Ruhe.

Geehrter Herr Dönſtrut!
Ihre lezten Zeilen habe ich erhalten und beeile mich, dieſelben zu erwidern. Wenn ich auch, ich muß es geſtehen, jene neunzigtauſend Mark, welche Sie mir ſchulden, dringend gebrauche, ſo liegt es doch durchaus nicht in meiner Abſicht, Sie deſhalb zur Zahlung zu drängen. Lieb wäre es mir freilich, wenn Sie mir ungefähr den Weg angeben wollten, auf welche Weiſe Sie dieſelben in kürzerer oder längerer Friſt zu tilgen beabſichtigen. Der Vorſchlag, eine Frühjahrsreiſe nach Italien zu unternehmen, um unſere mir ſo angenehme Bekanntschaft dort fortzuſetzen und Ihr Fräulein Schweſter bei dieſer Gelegenheit kennen lernen, hat, ich kann es nicht leugnen, Verlockendes für mich und will ich deſſelben nicht ganz von der Hand weiſen.

Ihr ſehr ergebener

Luze von Sternfeld.“

Abda ſtarrte auf das in ihrer Hand zitternde Blatt. Ein kalter Schauer überließ ſie, ohne daß ſie fähig geweſen wäre, in dieſem Augenblicke die ganze Sachlage zu überſehen.

Blöklich ſchleuderte ſie dieſelbe von ſich, ihrer Sinne kaum noch mächtig, durchwühlte ſie die Briefſchäſten Arel's und da ſie hätte aufſchreiben mögen — hielt ſie ein zweites Schreiben ihres Gatten zwiſchen den Fingern.

„Ihr Plan iſt originell, das muß ich geſtehen, aber Sie haben Recht, zwiſchen Schwägern, beſonders bei den Vermögens-

verhältniſſen Ihrer Fräulein Schweſter, würden ſich ſolche Geldangelegenheiten beſſer regeln, als es ſonſt wohl der Fall ſein würde. Ich gehe nach Baden-Baden zum Rennen, dorthin erbitte ich mir Nachricht, wie lange Sie mit Fräulein Dönſtrut in Florenz verweilen werden.“

Abda ſank in ſich zuſammen; ihr Kopf fiel tief auf die Bruſt; die todtbleiche Stirn bedeckte kalter Schweiß, das Blut ſchien aus allen ihren Gliedern gewichen zu ſein. Sie ſprach kein Wort; ihre Gedanken ſchwanden und ſie umklammerte die Lehne des Stuhles, damit ſie nicht zu Boden fiel.

Endlich erhob ſie ſich; mit einem Schlage eine Andere, als ſie noch vor wenigen Minuten geweſen. Kalte Entſchloſſenheit lagerte auf ihrem Geſicht, ihre Augen ſchimmerten in fieberhaftem Glanze, hoch aufgerichtet ſtand ſie mitten im Zimmer.

„Das iſt ja ungeheuerlich, das iſt — hahahaha“, ein heiseres, trocknes Lachen entrang ſich ihrer Kehle.

„Da — muß — ich — etwas thun. — Doch was, was!“

Noch immer war ſie unfähig, die Stelle zu verlaſſen, auf der ſie ſtand. An der Wand hingen Waſſen. Die Dolche zeigten verlockend ihre Schärfe. Ob die Piſtolen geladen waren? — Draußen auf der Treppe hörte ſie Schritte, wie ein Panther auf ſeine Beute, ſprang ſie auf die Briſe zu und verbarg ſie an ihrem Buſen. Sie dünkten ihr der werthvollſte Beſitz, den ſie je ihr Eigen nannte.

„Abda“, hörte ſie jezt Arel's Stimme. Sie ſchwieg. „Abda“, klang es noch einmal. Ihre Hand zuckte nach dem Dolche, ſollte ſie Arel, ſollte ſie ſich ſelbſt ermorden?!

„Zur Tilgung einer Spielſchuld von meinem eigenen tief — tief geſunkenen Bruder an einen habgierigen, betrügeriſchen Mann, der mir jezt die Treue bricht, verkauft zu ſein, das iſt mein Loos! Mein Loos! Und was glaubte ich? Was? — Ja! — Ja!“

„Abda, mit wem ſprichſt Du nur? So höre doch, ich ruſe Dich ſchon zum dritten Male.“

Die Wucht des Unglücks war zu groß, um wirklich ſchon in dieſem Augenblicke daran zu glauben. Dazu gehörte Zeit, daran mußte ſie ſich erſt gewöhnen. Mit einem Male vermochte ſie das nicht zu faſſen, und ſo folgte ſie jezt gewohnheitsmäßig dem Ruſe ihres Bruders.

Wie eine Statue ſtand ſie an ſeinem Bett. Er redete ſie an, ſie hörte nicht, was er ſagte, ihre Antworten waren ganz und gar verworren. „Was iſt Dir? Biſt Du krank? Du ſiehſt leidend, elend aus.“

Sie fröſtelte zuſammen. Dieſe Worte Arel's — leidend — elend — verſtand ſie.

„Ich habe Fieber.“

„So leg' Dich nieder, laß die Schreiberei. Haſt Du ſchon nach den Briefen geſucht?“

„Wie meiniſt Du?“

Er wiederholte ſeine Frage.

„Nein, nein, ich war zu ſchwach.“

Wie von einem inneren Inſtinkt getrieben, eilte ſie an den Schreibtiſch zurück, ſchleuderte Alles in das Fach und verſchloß es, nur Luze's Briefe behaltend. Keine Macht der Erde hätte ſie ihr entriſſen. Sie ging auf ihr Zimmer. Graf Rhino kam und übernahm vorläufig wieder Arel's Pflege. Der Tag verging für Abda in düſterem Brüten. Unfähig, irgend welchen Entſchluß zu faſſen, lag ſie auf dem Bette bis tief in die Nacht hinein. Ihr Herz war gebrochen, ihr Aeußeres alterte um Jahre.

„Ich werde mich ſcheiden laſſen“, klang es tonlos von ihren Lippen, und eingehend hing ſie mit kalter Ruhe dieſem Gedanken nach. Der Morgen graute und ſah ſah durch die Fenſter.

Abda ſaß aufrecht im Bette, das Haar hing wüſt über ihr Geſicht. Ihre Hände hielten die emporgezogenen Knie umklammert.

„Scheiden? — Scheiden?“

„Nein, die Strafe wäre zu gelinde für ihn, nun soll er mich ertragen.“

Wie geküßt durch diesen Entschluß, erhob sie sich und weidete sich an.

Verzweifelte Verachtung der gesammten Männerwelt erfüllte ihr ganzes Sein. Nur — nur Einen nahm sie aus, das war der, dessen Mutter ihr den Silberreif an ihrem Arme schenkte.

Sie küßte diesen bescheidenen Schmuck. Immer und immer preßte sie ihn an die trocknen Lippen und endlich — endlich — o, wonnige Erlösung — stürzten die Thränen darauf nieder.

Nun brach der Tag vollständig an. Brennenden Auges, wüsten Kopfes, leeren Herzens trat sie an ihres Bruders Bett. Er, der Betrüger, er, der das Glück der eigenen Schwester, um seinem Leichtsinne zu rühnen, auf den Nichtplatz schleppte, war ja krank und bedurfte ihrer schweßerlichen Pflege.

Würde sie ihm dieselbe leisten können? Wuthete sie der Kraft ihres Edelmutthes nicht zu viel zu? Würde sie in rasender Verzweiflung ihm nicht den Verband von der Stirn reißen und wuthentsefelt in seinen Wunden wühlen, damit er sein schändliches Dasein unter ihren Augen verblutete?

Ein Brief von Luze kam. Sie schaudert zusammen, wie fürchtbar, ihn zu lesen! Wie entseßlich der Gedanke, ihn im Leben noch einmal wieder zu sehen und mit ihm zu leben.

Aber sie las den Brief, las ihn noch einmal, jedes zärtliche Wort traf sie wie ein Dolchstoß. „Lüge, nichts als Lüge,“ damit warf sie ihn in die Flammen. Sie antwortete ihm nicht. Unmöglich. „Ich müßte wieder lügen,“ seufzte sie schwer. Welches fürchtbare Verhängniß. Sie selbst war ja dem Manne ihres Herzens mit einer Lüge entgegen getreten, die Unwahrheit hatte ihren Bund von vornherein besiegelt.

„Ich lag aus Liebe“, flüßerte sie mit zärtlicher Stimme, weich wie ein Kind. „Und er aus schnödem Eigennuz, aus Geldgier! Oh, wie grausam war das von ihm.“ Nun gedachte sie der Stunde, wo sie Luze im herblich goldgefärbten Walde das Geständniß machte und voll liebevoller Reue an seinem Herzen

lag. „Warum sagte er mir da wenigstens nicht, was er an mir verschuldete? Oh, mein Gott, weshalb gestand er mir da nicht Alles? Ich glaube, damals hätte ich ihm vergeben können.“ Und eine Stimme des Herzens sagte leise: Weil er mich nicht liebt.

„Nicht liebt?“ klagte sie laut, und dabei war es ihr, als ob die Erde unter ihr versänke, als ob der Himmel über ihr zusammenstürze. War die Entdeckung, daß ein Betrug ihn ohne Liebe in ihre Arme führte, schon unsagbar grausam gewesen, so war der Gedanke, daß er sie auch jetzt noch nicht liebte, doch noch weit fürchtbarer.

„Melitta!“ zischte es von ihren Stuppen. Wie eine gereizte Tigerin, die mit den Klauen die Stäbe ihres Käfigs rüttelt, ballte sie die Hände und hob sie drohend gen Himmel. Wilde Eifersucht durchwühlte ihre Brust und ihre matten Hände vergruben sich in den Strähnen ihres Haares. Sie lagte wieder kurz und trocken.

„Das soll sie büßen.“ Wieder vergingen Stunden. Melittas gleichnerische Gestalt verblich und Otto's Blick war stehend auf sie gerichtet. „Vergebet, damit Euch wieder vergeben werde“, glaubte sie aus diesen wehleidigen Augen zu lesen.

Die Tage gingen hin. Mechanisch lag Adda ihren Pflichten ob, wilde Verzweiflung, Zorn, tiefe Niedergeschlagenheit, hohes Selbstgefühl, frommer Kinderglaube, glühende Leidenschaft, alle Wallungen einer kranken Seele durchzogen das schmerzgebeugte Weib.

Täglich langten Briefe von Luze an, sie gab entweder keine oder nur eine kurze Antwort durch Desepeche. Sternfeld mußte nicht, was er dazu sagen sollte, noch mehr erlaunete er aber, als sie gänzlich unerwartet an einem Abende anlangte, den er auf Otto's Einladung zufällig im Hause des Predigers verbrachte.

Das griff Adda wieder wie eine kalte Hand ans Herz und stählte ihren Entschluß, eifrig kalt gegen Luze zu sein und die Scheidung zu betreiben, noch mehr.

(Fortsetzung folgt.)

(Die Zähmung des Elefanten. *)

Von P. Staubinger.

Seitdem junge Kolonialmächte, wie Deutschland und Belgien im tropischen Afrika festen Fuß gefaßt haben, ist von Neuem zu verschiedenen Malen die Frage über die Verwendbarkeit oder Zähmung des afrikanischen Elefanten erörtert worden. Während man bei uns in Deutschland die schwierige Arbeit durch das Schreiben einer Anzahl Broschüren von Herren mit größerer oder geringerer Sachkenntniß, Abhalten von Reden und endlich durch Gründung eines Komitees, also wenigstens einer Art von Verein, einzuleiten versuchte, hat man in Belgien schon etwas mehr in der Sache gethan. Der unternehmende, hochherzige König begann vor 16 Jahren bereits mit einem praktischen Versuch, indem er der Carter'schen Expedition fünf Elefanten mitgab. Der schließliche Mißerfolg dieses ersten Schrittes in der Sache ist bekannt, keiner der Viehhüter erreichte das Endziel der Reise. Natürlich braucht man diesen einen Versuch nicht als ausschlaggebend anzusehen, zuviel widrige Umstände können bei Anfängen entgegenwirken. Deshalb machte man in Belgien auch neue praktische Vorschläge, die aber nicht ausgeführt wurden, weil die nach reiflicher Ueberlegung geforderte Summe zu hoch war, um sie trotz des großen Budgets des Kongostaates ohne weiteres aufbringen zu können.

Man verlangte nämlich 1 Million. Da nun jetzt von Neuem die Elefantenzähmungsfrage aufgeworfen ist, und auch in Berlin viele der kolonialen Sache sonst fernstehende Herren Aufforderungen zu Beitragszahlungen erhalten haben, lohnt es wohl, einen kurzen Ueberblick über den Gegenstand zu halten.

Kann man den afrikanischen Elefanten zähmen?

Gewiß, kann man das. Man zähmt alle möglichen wilden Thiere, warum sollte man also nicht auch den afrikanischen Elefanten zähmen können, zumal, da man es doch schon im Alterthum vermochte.

Doch nun eine andere Frage, die eigentlich die Ursache aller aufgetauchten Projekte und deshalb ganz selbstverständlich ist.

*) Wir entnehmen diesen interessanten jedenfalls höchst beachtenswerthen Aufsatz der vortrefflichen Zeitschrift „Deutsche Kolonialzeitung“. (Berlin, S. W., Leipzigerstr. 48.)

Im tropischen Afrika giebt es noch so gut wie keine Eisenbahnen, man findet keinen Lastwagenverkehr, es giebt nur verhältnißmäßig wenig befahrbare Flüsse, und auch dort ist der Dampfertransport theuer, nur in einigen Gegenden hat man Lastthiere; das Universaltransportmittel ist und bleibt der Mensch.

Das genügt nicht und war unbequem; man wollte also etwas Besseres haben, in erster Linie für Aufschleppungs- und Handelsexpeditionen, man dachte daher an den intelligenten Viehhüter.

Kann man also den Elefanten als vorthellhafteres und alleiniges Lastthier für Expeditionen in das unfruchtbare Innere mit größerem Erfolg als Träger benutzen, und ist der Transport vermittelt durch Elefanten billiger als der mit Menschen?

Ein endgültiges Urtheil läßt sich nicht abgeben, aber wenn man alle jetzt bekantnen Umstände in Rücksicht zieht, darf man die Frage kaum bejahen, sondern man muß mit Nein antworten.

Man hat leider noch keine genügenden Erfahrungen, um sagen zu können, wie viel Kilogramm ein afrikanischer Elefant bei andauernden Marschen zu tragen vermag, ebensowenig können wir jetzt schon angeben, wie hoch sich ein Thier im Preise stellen wird.

Nehmen wir aber z. B., wie es Jäger in seiner Broschüre, „Die Verwendbarkeit des afrikanischen Elefanten“, thut, die von Sanderion gegebenen Durchschnittszahlen für Indien an, so finden wir, daß das Gepäck für ein Thier bei längeren Reisen 500 Kilo, bei schwierigen Wegen 350 Kilo beträgt. Nun sind aber, alles in allem gerechnet, die Wege in Afrika viel schlechter, als in Indien. Also wollen wir einmal bei der letzteren Zahl bleiben. 700 Pfund in Lasten, dazu braucht man 6 bis 7 besonders starke Hausfa- und Loanda-träger, da man diese aber nicht überall hat, so wollen wir die Last zu 30 Kilogramm annehmen. Man hat daher 11 bis 12, sagen wir 12 gewöhnliche Träger für eine Elefantenlast notwendig. Es muß hier ausdrücklich betont werden, daß es sich um Durchschnittsergebnisse für längere Reisen handelt, auf einer kürzeren Strecke vermag natürlich ein starkes Thier viel mehr zu tragen.

Nun muß man aber noch die Marschleistung berücksichtigen. Jäger schreibt, daß ein mit 500 Kilogramm belasteter Elefant

50 Kilometer täglich geht. Das ist wohl etwas zu hoch angenommen. Kürzlich ging eine Notiz aus Simla durch die Zeitungen, daß die für den Emir von Afghanistan in Singapore (wohl aus Siam) gekauften Elefanten bereits 4 Monate unterwegs seien und noch 1 1/2 Monate bis zu ihrem Bestimmungs-orte gebrauchen würden, daß sie nur 15 englische Meilen, also ca. 24 Kilometer täglich zurücklegten.

Die Marschleistungen von Trägern sind verschieden. Es kommen bei einer Reise große und kleine Märsche vor. Ruhetage, die auch das Thier haben muß, ungerchnet. Es sind Fälle bekannt, wo beladene Träger 30 und 40 Kilometer in besonderen Verhältnissen machten, in dessen im Durchschnitt wird man kaum mehr als 15, höchstens 20 Kilometer annehmen können.

Nun wollen wir rechnen, daß der Elefant 1/2 mal mehr in der Geschwindigkeit als der Träger leistet. Das giebt also bei der Tragfähigkeit von 12 Lasten eine Lastwerthschätzung von 18; sagen wir, um es zu Gunsten des Thieres abzurunden, daß es das zwanzigfache eines Trägers leistet, ja es ist sogar möglich, daß es besonders starke Exemplare bis zum 25- und 30fachen bringen.

Dies erscheint bei oberflächlicher Betrachtung wunderschön, 25 Thiere können 500—600 Mann ersetzen.

Aber da kommt eine andere Frage: Was kostet ein Elefant? Das wissen wir jetzt natürlich noch nicht genau, ebensowenig wie wir Erfahrungen über die Leistungsfähigkeit der afrikanischen Elefanten haben.

Im Anfang kostet ein Thier vielleicht 10 000 Mk. oder das Doppelte, später, falls der Fang, die Zähmung zc. zu einschlägt, vielleicht 5000 Mk. und weniger. Doch das bleibt ungewiß.

Zu berücksichtigen ist nun, daß vom angelegten Kapital eine Verzinsung und vor allen Dingen eine Amortisirung gerechnet werden muß. Denn die Durchschnittslebensdauer erwachsener, gezähmter Arbeitselefanten ist nicht lang.

Wohl haben wir Berichte von hochbejahrten Elefantengreibern, aber für die Praxis kann man nur das Mittel, und das ist eben gering, rechnen. Dabei muß noch bemerkt werden, daß der Elefant nach den Erfahrungen in Vorderindien sich in der Gefangenschaft nicht vermehrt, also eine Züchtung bis jetzt nicht stattfindet. Doch die hohen Anschaffungskosten würden vielleicht noch angehen. Auch die Werbung und Erhaltung von Trägern erfordert große Summen, namentlich in Ostafrika, während in einigen Gegenden Westafrika's sich schon billige und sichere Trägerverbindungen gebildet haben. Nun kommt aber noch dazu, daß ein Elefant, abgesehen, daß er einen Mann als Leiter braucht, auch fressen will!

Es muß also mindestens noch ein Mann mitgenommen werden, der für Futter zu sorgen hat. Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen der Selbsternährung eines Thieres in der Freiheit und der Verpflegung in der Gefangenschaft. Elefanten giebt es massenhaft in Afrika, sie finden, wenn sie frei herumlaufen können ihre Nahrung, bestehend in Gräsern, Baumblättern zc., sollen sie aber arbeiten, so genügt das Futter, welches in der Nahtunde schnell vom Begleiter aufgenommen werden kann, nicht, sondern der Elefant muß, wie unsere Pferde, Kraftfutter bekommen. Bei dem ungeheuren Appetit des großen Dickhäuters kann es aber nicht Wunder nehmen, welche große Mengen von Reis oder anderem Körnerfutter, oder vielleicht auch Knollengewächsen dazu gehören, um ihn nur annähernd bei Kräften zu halten. Von diesen Quantitäten kann beinahe die vorhererwähnte Trägerzahl satt werden. Man lese nur die Angaben über die Verpflegung, wobei auch häufig Brot eine Rolle spielt, von indischen Elefanten bei der englischen Expedition in Abyssinien, oder das Menu eines gut gehaltenen Elefanten an einem Fürstenthum in Indien; die Nahrung vertheuert die Benutzung ganz bedeutend.

Dazu kommt noch, daß in der trockenen Zeit in vielen Gegenden Afrikas, namentlich Ostafrikas, auch nicht einmal das ganz gewöhnliche Futter, wie Heu, Baumblätter zc. (häufig auch nicht Wasser) genügend für eine Anzahl von Elefanten vorhanden wäre, man müßte also Depots anlegen und für alle Fälle hätten die Thiere etwas Kraftfutter mitzuschleppen, was natürlich die eigene Last beschränken würde. Rechnet man dazu noch die schlechten Wege, die Schwierigkeit bei Flußübergängen und Durchschreiten von Sümpfen, berücksichtigt man ferner noch, in welche entsetzliche Verlegenheit zum Beispiel eine kleine Expedition durch das Eingehen von 2 bis 3 Thieren bei einer Gesamtzahl von beispielsweise 6 Stück in einem Gebiet, wo keine Träger zu erhalten sind, kommen würde,

so wird man zu der Ansicht gelangen, daß der Elefant unter den gegenwärtigen Umständen kaum berufen zu sein scheint, die Trägerfrage in Afrika zu lösen.

Nach dieser Richtung hin spielt auch der Elefant in Indien keine Rolle und der praktische Handelsverkehr braucht andere Transportmittel.

Wozu braucht man den Elefanten in Indien?

In erster Linie ist er ein Lustthier an Fürstenthümern und wird zu Paraden, Jagden und wohl auch kleineren Reisen gebraucht. Von Wichtigkeit ist er fernerhin noch bei der Armee zum Transport kleinerer Geschütze, obgleich man zur Bespannung größerer Kanonen vielfach Maulthiere, ab und zu auch Ochsen verwendet. Bei der Benutzung zu Kriegszwecken kommt es natürlich nicht auf den Kostenpunkt an. Ebensovienig bei der Jagd. Die bestebten Tigerjagden verlieren, vom Elefantenrücken aus ausgeführt, viel von ihrer Gefährlichkeit.

In letzter Linie wird nun allerdings auch der Elefant zu wirklichen Arbeitszwecken benützt, wie Schleppen schwerer Lasten, z. B. Baumstämmen zc. Sogar zum Pfügen hat man mitunter den geduldigen Dickhäuter angehalten. Gewiß kann er in schwerer, nicht allzu andauernder Arbeit unter ihm gewohnten Verhältnissen manches leisten. So vermag er Baumstämme von ziemlichem Gewicht, welche sonst mehrere Zugthiere mit einem Wagen fortbewegen könnten, zu schleppen, ja bei der hohen Intelligenz der Thiere können sie mitunter, soweit es sich um einen bekannten Weg vom Walde bis zum Hause handelt, diese Arbeit ohne Aufsicht verrichten, indem sie nur im Walde beladen und am Hause entlastet zu werden brauchen. Natürlich setzt dies das Vorhandensein von gewissen Straßen voraus. Aber man findet nur dort den Elefanten als Arbeitsthier, wo, wie z. B. namentlich in Hinterindien, die Anschaffungskosten nicht allzu hoch sind und die Ernährung, z. B. der Reis, nicht zu theuer ist.

Wie verhält es sich nun mit der Schonung des Elefanten? Da sagen die Flugschriften:

Das unbarmherzige Hirschschlachten der Elefanten bildet eine der größten Anklagen, welche die gebildete Welt in Afrika auf sich geladen hat!

Man verzeihe das vielleicht hart klingende Urtheil: Das sind unüberlegte, überthierfreundliche Redensarten, die man nicht ohne weiteres nachbeten sollte. Womit hat denn die gebildete Welt die Anklagen auf sich geladen? Etwa dadurch, daß sie Klavertasten, Billardbälle, Kämme, Schnitzereien zc. aus Elfenbein liebt und dadurch die Kaufleute veranlaßt, von den Negern Elfenbein zu kaufen? Würden durch den Verzicht einiger Gebildeter auf diese Artikel die Elefanten geschont werden?

Gewiß mag man zugeben, daß der Elfenbeinhandel, oder namentlich der Elfenbeinraub, oft Hand in Hand mit den Slavenjagden geht. Aber wiederum bildeten und bilden theilweise noch in vielen Gegenden Afrikas, namentlich im Innern, die Zähne des Nüsseltiers den einzigen lohnenden Handelsartikel und dadurch trug das Elfenbein sehr wesentlich zur Erschließung Afrika's bei.

Der Araber und in den meisten Fällen auch der Europäer, mit Ausnahme der wirklichen Forscher und Missionäre, setzt sich den Mühseligkeiten und Gefahren des afrikanischen Kontinents nur des Gewinnes und eigenen Vortheils wegen aus und wir mögen die Philanthropie noch so sehr als Beweggrund unseres Handels hinstellen, im Grunde genommen geschieht die Beizergreifung von Ländern der Eingeborenen durch europäische Mächte nur aus Eigennuz. Haben doch sogar die sogenannten Araberaufstände am oberen Kongo darin ihren Hauptgrund gehabt, daß die Belgier die Konkurrenz der flugen, semitischen Handelsleute brechen wollten und diesen ihr legitimer Handelsgegenstand dadurch entziffen wurde, daß der König von Belgien das Elfenbein (guerst auch noch den Kautschuk) als sein Privatmonopol, allerdings auch den übrigen Gesellschaften gegenüber, erklärte, um mit den Einnahmen daraus sein gewiß patriotisches Werk am Kongo fortsetzen zu können.

Aber die Araber waren Slavenhalter, wird man sagen! Gewiß, indessen die in den Kriegen mit den den Europäern gegenüber zuerst dort nur riefertig auftretenden arabischen Kaufleuten abgenommenen Sklaven wurden sofort vom Kongoftaat als Soldaten, Arbeiter, Träger zwangsweise übernommen. Sie kamen also nach afrikanischen Begriffen von einer Sklaverei (und zwar der leichteren) in die andere (nämlich die schwerere).

Elfenbein ist eine mächtige Gewinntriebfeder und man ver-geße auch nicht, daß da, wo dasselbe in Folge einer zu schnellen Ausbeutung bald erschwand, sich häufig andere Handelsartikel

gefunden haben, also eine dauernde Erschließung der Gegend aus dem ursprünglichen Handel hervorging. Man kann daher gewiß froh über das Vorhandensein von Elfenbein in dem an Schätzen zur Zeit nicht reichen Innerafrika sein.

Ohne weiteres soll aber zugegeben werden, daß die gegenwärtige Jagd auf Elefanten irrational betrieben wird. Der ungleich größere Nutzen, den die Neger und damit auch die Europäer hätten, wenn die jungen Elefanten mit ganz geringwerthigen Zähnen geschont und erst später, als „schwerbezahlte“ abgeschossen würden, leuchtet ein. Das Hinschlachten so vieler junger Thiere ist das, was wir nach deutschem Jägerausdruck mit Hasjägeret bezeichnen würden. Aber dagegen können wir in manchen Gegenden nur sehr langsam durch allmähliches Aufklären der Eingeborenen (keine draconischen Jagdgesetze) und in vielen Gegenden vorläufig gar nichts thun. Es wäre ähnlich, als wenn zur Zeit des Augustus sich in Rom ein Verein zur Schonung und Zählung des Auerochsen in Deutschland gebildet hätte und infolge dessen ein allgemeines Schongesetz erlassen worden wäre. Die Germanen außer dem Machtbereich der wenigen Kolonien würden sich wohl nicht um dieses Verbot gekümmert haben. So geht es auch jetzt mit den Jagdgesetzen in Ostafrika und Kamerun.

Den einzigen, den sie treffen, ist der Europäer, welcher weder Beamter noch Soldat ist, diesen stören und hindern sie sogar häufig. Die große Masse der Eingeborenen wird, weil sie weder von dem Gesetze Kenntniß hat, noch von uns überwacht werden kann, davon nicht berührt und für ein Stück Großwild, das mal ein erholungsbedürftiger Kaufmann, Pflanzler oder Forschungsreisender zum oft einzigen Vergnügen schießen möchte, aber nicht darf, fallen Tausende durch die Eingeborenen. Aber auch das Erlegen von kleinen Elefanten darf man den Eingeborenen nicht als eine so große Thorheit anrechnen, denn der Elefant wird nicht nur seiner Zähne, sondern auch hauptsächlich des Fleisches wegen gejagt. Außerdem paßt der wilde Elefant nicht in eine Kulturgegend. Meistens zieht sich das scheue Thier allerdings von selbst vor dem Menschen zurück, sollte er aber durch die Schonung, wie unsere Jagdthiere in der Schonzeit, die Scheuheit ablegen, dann wehe den Feldern, ja selbst den Hütten der Eingeborenen!

Wehe den Kaffee-, Pfeffer-, Tabak- u. Pflanzungen der Europäer! Der Wildschaden von Elefanten ist doch etwas größer, als der von Hirschen und Säuen. In einigen Stunden kann eine anscheinend harmlos durchtrotzende Elefantenherde die Ernte eines ganzen Dorfes, die Früchte des Fleisches der Europäer von Jahren vernichten. Also daher nur ganz bedingungsweise, den Umständen angepasste Schonung!

Uebrigens glaube man nicht, daß der Elefant so schnell aus Afrika verschwindet.

Wohl mag seine Anzahl geringer werden und der Elfenbeinhandel bedeutend nachlassen, aber in Afrika giebt es noch so unendlich viele schwer oder nur selten zugängliche Strecken, daß das Thier als Art noch lange erhalten bleiben wird. Kommt es doch vereinzelt immer noch in Gegenden an der Küste, wo man es längst ausgerottet glaubt, vor.

Um aber nun zur Schlussbetrachtung zu kommen, so will ich die Versuche zur Zähmung des Elefanten durchaus nicht als etwas gänzlich unnützes bezeichnen, im Gegentheil, sie können, richtig unternommen, ganz verdienstlich wirken, da der Elefant für mancherlei Arbeiten, zur Jagd, für die Armee und nicht zum geringsten auch für die Thiergärten ganz werthvoll ist.

Der Zweck dieser Zeilen soll nur sein, vor übertriebenen Hoffnungen auf den Elefanten als neues Kulturmittel zur Erschließung Afrikas zu warnen, darauf hinzuweisen, daß unter Umständen ein recht bedeutendes Kapital zu erfolgversprechenden Zähmungsversuchen nothwendig ist und, daß die Benutzung des Elefanten in Industrie und Handel einfach von der Lösung des Rechenerempels abhängt: Arbeitet er billiger oder theurer als der Mensch, ein anderes Arbeitsthier oder eine Maschine? Doch nun sei noch die Neukerbung einer Privatansicht gestattet. Wir haben in Deutschland viele reiche Standesherrn und Geschäftsleute. Die ersteren geben häufig Hunderttausende für einen Sport aus, die letzteren wagen oft ähnliche Summen für eine gewinnversprechende, aber unsichere Unternehmung.

Wäre es nun nicht richtiger, die ersteren brächten entweder die Summe unter sich — es gehören, wenn jeder Fürst oder Reichsgraf nur 50 bis 100 000 Mark zeichnet, nur 20 oder 10 Leute dazu —

allein auf, um einen angenehmen, edlen Sport, der noch dazu den vaterländischen Kolonien recht nützlich werden kann, auszuüben, oder die letzteren betrachten es als eine patriotische, immerhin eine Gewinnaussicht nicht ausschließende (denn schlimmsten Falls bleibt ja noch der Absatz der Elefanten an die Thiergärten übrig) Gründung. Auch könnten sich ja Sport- und Gelbleute zummenthun.

Wäre dies, um es nochmal zu wiederholen, nicht richtiger, als daß die Summe 5, 10 und 20-Markweise von den so oft in Anspruch genommenen Kolonialfreunden verlangt würde. Man sollte doch diesen Stamm der Geber, auf den wir besonders stolz sein können, denn selten verläßt er die materielle und, was noch wichtiger ist, geistige Beihülfe bei einem Kolonialunternehmen ganz, lieber bei hervorragenden wichtigen patriotischen, mildthätigen oder rein wissenschaftlichen Unternehmungen in Anspruch nehmen, als bei einer Sache, die entweder ein Sport oder ein Geschäft ist. Es als menschen- oder thierfreundliche Gründung zu betrachten, geht nicht an, da wir da viel näher liegende Verpflichtungen dieser Art haben.

Wohl giebt es aber noch einen dritten Gesichtspunkt. Der Regierung, die nicht nöthig hat, wie der Privatunternehmer, auf den Geldvortheil zu sehen, kann der gezähmte Elefant vielleicht als Arbeitsthier nützlich sein. Dann soll sie aber auch die Summe dafür aufbringen und vom Reichstage höhere Mittel fordern.

Eine Zeichnung von 1000 Mark, so anerkennungswerth und dankenswerth sie ja auch von gewissem Standpunkte aus ist, bedeutet doch nur eine gewisse Billigung und moralische Hülfe, aber keine thatkräftige Unterstützung.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Die Nordlandsfahrten des deutschen Kaisers haben das allgemeine Interesse für die pittoresken Schönheiten der einen Hälfte des skandinavischen Reiches, Norwegen, so sehr wachgerufen, daß man die andere Hälfte beinahe darüber vergißt. Aber auch Schweden hat seine Reize. Karl A. Tafastjerna hat dieselben in der so schnell beliebt gewordenen Zeitschrift „Für Alle Welt“ (Berlin W., Deutsches Verlagsbureau Bong u. Co., Preis des Biergebtagstages 40 Pf.) in eingehendster und fesselndster Weise geschildert, und sich nicht nur darauf beschränkt, uns die landschaftlichen Schönheiten vorzuführen. Mit der ihm eigenen scharfen und kritischen Beobachtungsgabe und mit genauer Kenntniß seines Vaterlandes erzählt er uns von den Sitten und Gebräuchen, von den Einrichtungen und der Lebensweise seiner Landsleute, zwingt uns, mit ihm die historischen Stätten des schönen Königreiches zu durchstreifen und erzählt uns so manche poetische Sage aus grauer Vorzeit, die mit jenen Stätten verknüpft ist. Die dazu gebotenen reichhaltigen, buntfarbenen Illustrationen geben dem Artikel „Eine Reise durch Schweden“ ein lebendiges Colorit und zeugen wiederum von dem Kunstverständnis, mit welchem der Bong'sche Verlag geleitet wird. — Auf die drei in „Für Alle Welt“ laufenden großen Romane haben wir schon wiederholt hingewiesen, auch darauf, daß in dieser mit den reichsten Mitteln ins Leben gerufenen Familienzeitschrift dem gefunden Humor in Wort und Bild ein großes Feld eingeräumt ist. Das 22. Heft enthält nun auch noch außer anderen interessanten Sachen eine populär gehaltene Besprechung über das Kapitel „Verlöbniß und Ehe im bürgerlichen Zukunftsrecht“ einen von Abbildungen begleiteten Artikel über die elektrische Küche, und viele andere kleinere und größere Artikel unterhaltenden und belehrenden Inhalts und dazu noch den interessanten Briefkasten, die Spiegelecke mit ihren ingenüös ausgedachten Aufgaben und Räthseln, und weit über ein Duzend künstlerisch ausgeführter Holzschmitt-Illustrationen. Es ist kein Wunder, daß bei einem so reichen Inhalt die Zahl der Abonnenten täglich steigt.

— Die durchweg auf das Praktische gerichtete neue Monatschrift Johanna von Sydow's: **Die praktische Küche** (Verlag von Max Pasch, Berlin) verdient die weiteste Verbreitung. Was die Zeitschrift an unterhaltender und belehrender Lektüre bietet, ist gleich geiegen. In dem vorliegenden Mai-Heft behandelt W. von Gehren das zeitgemäße Thema: Soll die Frau sich mit Politik beschäftigen oder nicht? Dr. med. Franke giebt Verhaltensmaßregeln für die Küche der Blutarmen. „Der Einkauf im Mai“, „Eine Plauderei über den Maitrant“, „Ein kaltes Buffet für Gesellschaften“ tragen den Bedürfnissen des Monats Rechnung. Der „Speisezettel“, zahlreiche erprobte Original-Rezepte bieten wiederum eine Fülle von praktischem Stoff, in dem jede Hausfrau etwas für sie Geeignetes finden wird. Der Preis des einzelnen Monatsheftes ist 50 g. Jährlich erscheinen 12 Hefte.